

Silke Böttcher

DAS ERBE DES ALCHEMISTEN

ABENTEUER AUF DER PFAUENINSEL

Illustrationen
Rebecca Mönch



Silke Böttcher

DAS ERBE DES
ALCHEMISTEN
ABENTEUER AUF DER PFAUENINSEL

Illustrationen: Rebecca Mönch



Biber & Butzemann



Quizfragen zum Buch
beantworten und Punkte
sammeln auf Antolin.de.

Besuchen Sie uns im Internet unter
www.biber-butzemann.de
oder auf Facebook unter
www.facebook.com/biberundbutzemann

© Kinderbuchverlag Biber & Butzemann
Geschwister-Scholl-Str. 7
15566 Schöneiche

I. Auflage, März 2019

Alle Rechte vorbehalten. Die vollständige oder auszugsweise Speicherung, Vervielfältigung oder Übertragung dieses Werkes, ob elektronisch, mechanisch, durch Fotokopie oder Aufzeichnung, ist ohne vorherige Genehmigung des Verlages urheberrechtlich untersagt.

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind nicht beabsichtigt und rein zufällig.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Text: Silke Böttcher
Illustrationen: Rebecca Mönch
Layout und Satz: Mike Hopf
Lektorat: Steffi Bieber-Geske, Kati Bieber, Martina Bieber, Juliane Jacobsen
Lektoratsassistentz: Lena Diewald, Carola Jürchott
Korrektorat: Peggy Büttner
Druck- und Bindearbeiten: TZG Zapolex Sp. z o.o. Polen
ISBN: 978-3-95916-052-0

Inhalt

Prolog	4	Kapitel 24	70
Kapitel 1	5	Kapitel 25	73
Kapitel 2	10	Kapitel 26	76
Kapitel 3	14	Kapitel 27	77
Kapitel 4	17	Kapitel 28	79
Kapitel 5	23	Kapitel 29	83
Kapitel 6	25	Kapitel 30	88
Kapitel 7	27	Kapitel 31	92
Kapitel 8	29	Kapitel 32	95
Kapitel 9	31	Kapitel 33	100
Kapitel 10	32	Kapitel 34	103
Kapitel 11	34	Kapitel 35	108
Kapitel 12	39	Kapitel 36	112
Kapitel 13	41	Kapitel 37	115
Kapitel 14	45	Kapitel 38	117
Kapitel 15	46	Kapitel 39	119
Kapitel 16	49	Kapitel 40	123
Kapitel 17	52	Kapitel 41	126
Kapitel 18	55	Kapitel 42	131
Kapitel 19	57	Kapitel 43	132
Kapitel 20	59	Kapitel 44	136
Kapitel 21	63	Kapitel 45	140
Kapitel 22	67	Kapitel 46	142
Kapitel 23	69	Wer war Johann Kunckel?	145



Prolog

Berlin, Sommer 2018

Das Ruderboot glitt lautlos über das Wasser, unter dem nachtschwarzen Himmel hinweg. Eine Reihe von Lichtern erleuchtete das andere Ufer. Rund um das Boot war es stockdunkel, auf den beiden Sitzbänken an Bord herrschte eine nervöse, angespannte Stille voll hastiger Blicke, klopfender Herzen und schweißnasser Hände. Nur das leise Glucksen der Paddel im Wasser war zu hören.

Als das Boot mit einem satten Ratschen auf dem Ufer aufsetzte, ging ein Raunen durch die vierköpfige Mannschaft. Sofort setzte hektische Betriebsamkeit ein. Ein Seil wurde zwei-, dreimal um einen Baumstamm geschlungen, um das kleine Gefährt am Davonschwimmen zu hindern. Dann verließen dunkle Gestalten, beladen mit prall gefüllten Tüten, das schwankende Boot. Wenig später waren sie im Gebüsch verschwunden.

Zurück blieben das Boot und ein glänzender Gegenstand, der unbemerkt aus einer Tüte gerutscht und ins Wasser geglitten war.



Potsdam, Juli 1679

Der Kurfürst betrachtete das rote Glas, das er bei seinem Geheimen Kammerdiener Johann Kunckel in Auftrag gegeben hatte. Es schimmerte in der Abendsonne und war ohne Makel. Aber irgendetwas stimmt noch nicht, dachte er und legte die Stirn in Falten. Kunckel, der mit erwartungsvollem Blick neben ihm stand, trat erschrocken einen Schritt zurück. „Ein bisschen dunkler noch“, murmelte der Kurfürst nach einigem Überlegen und warf Kunckel einen Blick zu. „Etwas dunkler sollte es noch werden, und dieses dort“, er zeigte auf ein zartes Glas mit geschwungenem Henkel, „dieses dort würde mit einem Goldrand noch besser wirken, meint Ihr nicht?“

Kunckel betrachtete das Glas, überlegte ein Weilchen und nickte dann. „Etwas dunkler und mit Goldrand.“ Der Glasmacher begann sofort, die nötigen Zutaten für den neuen Farbton im Kopf zusammenzustellen. Wenig später verließ er das kurfürstliche Schloss mit einem Gesichtsausdruck vollkommener Konzentration. Auch wenn er noch auf dem Weg in sein Labor war – in Gedanken stand er schon am Tisch und mischte die Ingredienzien.

Glas und alles, was dazugehörte, war Kunckels Lebensaufgabe. Er plante, das schönste, prachtvollste Rubinglas zu fertigen, das es je gegeben hatte. Seine bisherigen Versuche waren vielversprechend gewesen, und der dunklere Farbton sollte keine große Herausforderung sein.

Kaum im Labor angekommen, machte sich der Glasmacher ans Werk. Seine andere Lebensaufgabe, die er nur im Geheimen betrieb und von der auch der Kurfürst nicht das Geringste ahnte, musste ein paar Tage warten: der Versuch, Gold herzustellen. Jetzt war das Glas an der Reihe, das beinahe ebenso wertvoll und begehrt war – von einem so tiefen Rot, dass man sich darin verlieren konnte. Er würde es ein bisschen dunkler machen. Nur einen Hauch. Und diesmal, so wusste er, würde es ein Meisterwerk werden.



Kapitel 1

Berlin, Sommer 2018

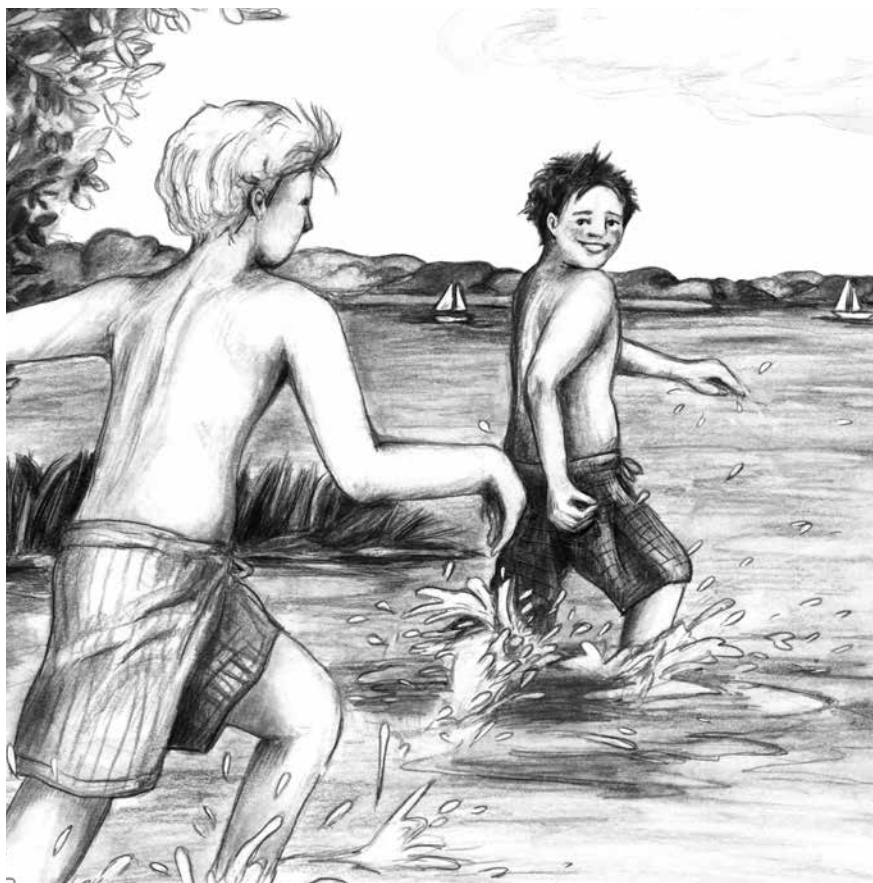
Das schrille Schimpfen einer Amsel riss David aus dem Schlaf. Verwirrt blickte er auf den Wecker, aber der stand stumm auf seinem Nachttisch. Die großen Leuchtzeichen zeigten 8.30 Uhr an. Erschrocken wollte er aus dem Bett springen, da fiel ihm etwas Wichtiges ein: Es waren Ferien. Er hatte gar nicht verschlafen.

David ließ sich zurück in die Kissen fallen und genoss das Gefühl, sechs lange freie Wochen vor sich zu haben. Ein Sommer voller Möglichkeiten, und er hatte gerade erst angefangen.

Die Tür zu seinem Zimmer war nur angelehnt, und er hörte die Stimme seiner Schwester Jasmin, die offensichtlich telefonierte. Um 8.30 Uhr! David nutzte die Chance auf das freie Bad und gönnte sich eine Ferienanfangs-Dusche.

Zurück in seinem Zimmer, zog er sich an, kämmt seine blonden Locken, griff nach einem großen Handtuch und seiner Badehose und angelte nach seinen geliebten Turnschuhen.

Jasmin telefonierte noch immer. Immerhin grinste sie ihn an, als er in Richtung Küche vorbeiging, und er zog sie freundschaftlich am Pferdeschwanz. Auf dem Küchentisch standen eine Packung Cornflakes und ein Krug mit Milch



– er war wohl der Einzige aus der Familie, der noch nicht gefrühstückt hatte. Seine Eltern waren längst arbeiten. David wollte sich nicht extra für ein Cornflakes-Frühstück hinsetzen, sondern griff zwei Scheiben Brot, schmierte eine dicke Schicht Nuss-Nugat-Creme darauf und klappte die Scheiben zusammen.

Zehn Minuten später stand er, das Frühstücksbrot in der rechten, den Lenker seines Fahrrades in der linken Hand und den Beutel mit den Badesachen über die Schulter gehängt, vor der Tür seines Kumpels Moritz. Noch bevor er klingeln konnte, wurde die Tür aufgerissen und Moritz stand vor ihm.

Offenbar hatte er die gleiche Idee gehabt wie David. Ein Handtuch hing über seiner linken Schulter. Die kurzen schwarzen Haare standen wie Stacheln von seinem Kopf ab und er grinste breit auf den etwas kleineren David herab. „Havel?“

David nickte. Moritz war kein Freund großer Worte. Aber die beiden verstanden sich auch so. „Havel“ war die Abkürzung für die Lieblingsbadestelle der beiden, den Alten Hof in Wannsee. Und dass man einen ersten Ferientag an der Lieblingsbadestelle verbringen musste, verstand sich ja wohl von selbst.

Die Tür öffnete sich und Moritz' Mutter steckte den Kopf nach draußen. „Wollt ihr etwas zu essen mitnehmen? Es ist noch jede Menge Kartoffelsalat da.“ Wenig später standen die Jungs wieder neben ihren Fahrrädern. Moritz befestigte einen großen Korb mit Wasserflaschen, einer Plastikdose mit Kartoffelsalat und einer Tüte Kekse auf seinem Gepäckträger. Zwei Minuten später fuhren sie los.

Gemächlich radelten sie durch den Düppeler Forst, der um diese Zeit noch still war. Den Platz am Wasser hatten die beiden so früh am Morgen noch ganz für sich – und genossen es, sich die schönste Stelle zu suchen. Sie machten sich nicht die Mühe, die Badehandtücher auszubreiten, sondern zogen T-Shirts und Jeans aus und waren eine halbe Minute später im Wasser.

Den Tag verbrachten sie mit Baden, Essen (der Kartoffelsalat war wirklich gut), Dösen, Herumalbern – und dann begann wieder alles von vorn.

Die Sonne stand schon tief am Himmel, als der Salat aufgegessen war. Aber die Jungs hatten noch keine Lust, nach Hause zu fahren. Die letzten Badegäste

verließen gerade den Strand, als David und Moritz nach einem letzten ausgiebigen Bad darauf warteten, dass ihre Badehosen trocken wurden. Am Ufer schräg gegenüber konnte man die ersten Lichter sehen, und auf der nahen Pfaueninsel gaben die namensgebenden Vögel ihr Abendkonzert. Abgesehen davon wurde es still an der Badestelle.

David starrte verträumt vor sich hin und war kurz davor einzunicken, als ihm ein flackerndes Licht in der Ferne auffiel. Er setzte sich auf und kniff die Augen zusammen, um in der Dämmerung besser sehen zu können. Das Licht bewegte sich langsam zur Seite. „Hey, guck mal“, forderte er Moritz auf, der dabei war, seine Hose anzuziehen.

Moritz folgte seinem Blick. „Das ist die Pfaueninsel!“, meinte er.

David nickte. „Und da läuft einer mit einer Taschenlampe herum.“

Die beiden sahen sich an. Wer sollte um diese Zeit auf der Insel unterwegs sein? „Bestimmt ein Wachmann“, vermutete Moritz.

David wusste nicht, ob es Wachleute auf der Pfaueninsel gab. Aber er wusste, dass um diese Zeit keine Besucher mehr dort sein konnten, denn die letzte Fähre war längst abgefahren. Die Insel war schließlich eine Art Museum, und das wurde nachts abgeschlossen – sozusagen.

Die Jungen starrten auf das Licht, das sich schwankend bewegte, dann plötzlich erlosch und wenig später wieder aufleuchtete. „Komisch“, sagte David und spürte eine Gänsehaut. Irgendetwas stimmte da nicht.

Moritz nickte und grinste. „Mein kleiner Bruder würde jetzt sagen, dass da Schmuggler unterwegs sind.“

Aber David grinste nicht. „Vielleicht“, warf er ein, „hätte er ja recht?“

Stumm saßen die beiden da und starrten auf das Licht, bis es plötzlich ganz verschwand und nicht mehr wiederkam. Nach fünf Minuten stand Moritz auf. „Lass uns gehen, es ist schon fast dunkel.“

Trotzdem blieben sie noch eine Weile stehen und starrten ins Dunkel. Die Umriss der Insel waren nur noch schemenhaft zu sehen und das Glucksen des Wassers beinahe das einzige Geräusch. Dann hörte David das leise Eintauchen eines Gegenstandes ins Wasser.

„Ein Boot!“, wisperte er. Moritz kniff die Augen zusammen. „Du hast recht, es ist sogar zu sehen!“ Er zeigte in die Ferne.

Tatsächlich. Auf dem Wasser konnte man undeutlich ein Boot ausmachen, das sich langsam von der Insel weg bewegte und nach einer Weile verschwand.

Die Jungen starrten einander an. „Das ist komisch“, sagte David, und Moritz nickte. Ein Boot ohne Licht, das sich bei Dunkelheit von einer Insel entfernte, die man nur mit einer offiziellen Fähre erreichen kann – das war wirklich seltsam.

„Ich glaube“, überlegte David, „ich weiß, was wir morgen machen.“

„Ich auch. Ich wollte schon lange mal wieder auf die Pfaueninsel.“



Die Jungen waren nicht die Einzigen, die die Geschehnisse auf der Insel beobachtet hatten. Auf der anderen Seite, am Ufer in Berlin-Kladow, saß ein Mann hinter einem dunklen Fenster. Er sah, wie sich das Boot im Schutz der Nacht langsam vorwärtsbewegte und beobachtete das Flackern der Taschenlampen. Er hatte das Boot später auch wieder anlegen sehen, an dem Ufer, an dem er selbst sich verborgen hielt. Und jetzt gelang es ihm, durch sein Nachtsichtgerät das Gesicht eines der Bootsinsassen zu identifizieren.

Es war der Mann, den alle nur „den Russen“ nannten, obwohl niemand seine Nationalität kannte. Niemand wusste, wie er wirklich hieß, aber sein Ruf war legendär – und beängstigend. Wer seinen Weg kreuzte, endete nicht selten mit einem Stein am Fuß auf dem Grund eines Sees.

Der Mann bewegte sein Nachtsichtgerät zum nächsten Bootsinsassen hin. Ein Hüne mit jüngeren Gesichtszügen und stämmiger Figur. Ein Mitläufer, wie es schien. Keine große Nummer. Aber „der Russe“ behandelte ihn, wie seine Gesten vermuten ließen, mit einer gewissen Sympathie und nicht, wie üblich, mit kalter Arroganz. War der Hüne vielleicht sein Sohn?

Der Mann senkte sein Fernglas und lächelte. Er hatte den schwachen Punkt des „Russen“ gefunden.



Kapitel 2

Am nächsten Tag ließen die beiden Jungen ihre Badesachen zuhause. Das Frühstück wurde mehr so nebenbei inhaled. Kurz darauf radelten sie durch den Wald, vorbei an der Badestelle und hin zum kleinen Fährhafen.

David stand auf der Fähre und starrte aufs nahe Ufer der Insel, in der Hoffnung, etwas Verdächtiges zu sehen. Doch außer einem Reiher, der durchs Wasser stakste, war nichts Ungewöhnliches zu entdecken, und das einzige Geräusch kam von einem Pfau, dessen schrilles Kreischen die Stille zerriss. Kein Verbrecher weit und breit.

Zehn Minuten später waren sie auf der Insel und mussten sich zusammenreißen, in normalem Tempo loszuwandern. Am liebsten wären sie gerannt, aber Detektive auf Verbrecherjagd würden sich eher anschleichen. Also suchten sie den Weg, der dem Ufer am nächsten lag. Sie hatten sich nach einem Blick auf die große Karte, die auf einem Schild an der Fährstelle befestigt war, darauf geeinigt, dass sie ihr Ziel leichter finden würden, wenn sie das Ufer im Blick behielten.

Zum Brunnen mit der großen Fontäne machten sie dann doch einen kleinen Abstecher – Detektivarbeit hin oder her. Danach schlenderten sie zum Pfauengehege und der Voliere. David wanderte stumm, den Blick nach rechts gewandt. Er war voll und ganz auf seine Aufgabe konzentriert. „Noch nicht weit genug“, murmelte er nach einer Weile. „Ich kann die Badestelle am anderen Ufer noch nicht sehen“.

Trotz des Sommerwetters waren nur wenige Menschen auf den Wegen der Insel unterwegs. David und Moritz war das ganz recht, denn immer wieder wichen sie ein paar Schritte vom Weg ab in Richtung Wasser, um zu sehen, wie weit sie noch gehen müssten. Dabei hatten sie keine Lust, sich von Fremden anzuhören, dass man die Wege auf der Pfaueninsel nicht verlassen darf. Die Verbrecher – wenn es denn welche waren – hatten sich ja auch nicht daran gehalten!

David spürte Herzklopfen, als sie weitergingen. So also fühlten sich Detektive bei der Arbeit, dachte er. Sie wussten nie, was sie erwartete, es konnte gefährlich werden, und am Ende saßen die Bösewichte im Gefängnis. Jedenfalls kannte er es so aus seinen Büchern und aus dem Fernsehen.

Nach einer Weile kamen sie an eine Brücke mit einem kleinen, fast ausgetrockneten Teich auf der linken Seite. Vor ihnen, mit Blick zum Ufer, stand das merkwürdigste Haus, das sie je gesehen hatten. Statt Putz oder Ziegel trug es Baumrinde an der Fassade. Eine Reihe von Fenstern saß auf halber Höhe des etwa würfelförmigen Gebäudes mit dem flachen Dach.

Ein Schild vor dem Haus erklärte, was es damit auf sich hatte: In diesem Gebäude, das den ulkigen Namen „Beelitzer Jagdschirm“ trug, hatten sich in alten Zeiten die königlichen Jagdgesellschaften aufgehalten, das Wild beobachtet und durch Schießscharten auf die ahnungslosen Tiere angelegt, die vermutlich gedacht hatten, das Haus wäre ein überdimensionaler Baum.

David klopfte vorsichtig auf die Eichenborke. „Echt“, stellte er fest und spähte durch eine der schmalen Schießscharten. Dahinter war es dunkel. Nur schemenhaft konnte er einen beinahe leeren Raum erkennen.

Zum Raum darüber führte von außen eine Holzterrasse, die David nun erklomm. Doch die Tür war verschlossen, und die Fenster waren zu weit weg von der Terrasse, als dass er hätte hindurchsehen können. David zuckte mit den Schultern und stieg wieder herunter. Hier waren die Männer von gestern vermutlich nicht gewesen, es sei denn, sie hatten einen Schlüssel. Er ging zur Uferseite des Hauses und blickte aufs Festland. „Immer noch nicht weit genug“, stellte er fest, und Moritz nickte. Über eine gebogene Brücke und vorbei an einer mächtigen, ausladenden Eiche mit mehreren Stämmen wanderten sie weiter, langsamer jetzt, weil David wieder und wieder vom Weg abging und versuchte, das andere Ufer zu sehen. Bald erreichten sie eine Lichtung, und diesmal kehrte David mit strahlenden Augen vom Ufer zurück. „Hier muss es sein!“, rief er.

„Bist du sicher?“

„Ja, man kann die Badestelle gut sehen, es muss hier gewesen sein.“ David klang überzeugt.